

mittagsbetreuer der 1B ist, müssen auch Till und seine Klassenkollegen Gallier sein: Bewohner einer Exklave von der Wirklichkeit.

3

Wien zieht Sonderlinge an. Es gibt kanonisierte Sonderlinge wie Helmut Seethaler, der seit Jahrzehnten gegen die Wiener Linien prozessiert, um seine Gedichte mit Tixo an die Wände von Bushaltestellen zu kleben, den Bierkavalier, der aus irgendeinem Zwang heraus Frauen in der U-Bahn fragt, ob sie mit ihm ein Bier trinken gehen wollen, sich aber im seltenen Fall einer Zusage sofort wendet und die nächste Frau anspricht. Es gibt den König vom Sudan, einen älteren Mann mit schwarzem Anzug, roter Krawatte und rotem Barett, der am Schottentor residiert, zwei Dokortitel von der Universität von Alexandria hat und ein Megafon; es gibt die Oma im 6. Bezirk, die einen vergeblichen Kampf gegen Graffiti führt und mit einem Kübel brauner Farbe und einem Pinsel jeden Schriftzug übermalt, egal welche Farbe das Haus hat, von Hausbesitzern verklagt wird, denen die braunen Rechtecke noch hässlicher erscheinen als die Schmierereien, und die, zumindest in den Augen des Staates, im selben Ausmaß Vandalin ist wie die Vandalen, die sie bekämpft.

Das Besondere an Wien sind aber nicht seine originellen Außenseiter, nicht das Lercherl von Ottakring, der winzige, immer schon alt gewesene Mann im Pepitasakko, der früher auf der Kärntner Straße mit seiner Falsettstimme Vogelgesänge imitierte, oder Waluliso, nach dem inzwischen sogar eine Brücke im FKK-Bereich der Neuen Donau benannt ist,

und auch nicht die Obdachlosen oder die Drogensüchtigen, die Junkies, die im 7. Bezirk Gedichte verkaufen, in kindlicher Schreibschrift verfasst und kopiert, manche schön und traurig, andere traurig und furchtbar.

Das Besondere an Wien sind die Wahnsinnigen mit bürgerlicher Fassade, die weitgehend funktionieren, aber nie von hier wegziehen könnten, weil ihr menschenfeindliches Verhalten in keiner anderen Stadt so wenige Konsequenzen hätte. Menschen, die eben nicht außerhalb der Gesellschaft stehen, sondern in geschützten Bereichen mit beschränkter Haftung ihren Jobs nachgehen: in Magistraten, Privatschulen oder bei der Polizei, auch wenn sie psychisch prekäre Leben führen. Jeden Tag können sie die Beherrschung verlieren, weil sie sich daran gewöhnt haben, in einem kleinen Biotop nach eigenem Belieben die Regeln zu schreiben, die andere zu befolgen haben, und erst wenn sie einmal außerhalb ihres gewohnten Umfelds eskalieren, wenn sie, zum Beispiel, im Filmmuseum während eines Bergman-Films auf eine amerikanische Studentin einprügeln, weil sie ihrer Meinung nach zu laut gewesen ist, wenn sie in der Straßenbahn jemandem mit ihrem Schirm ins Bein stechen, jungen Schriftstellerinnen systematisch anzügliche Gedichte per Mail schicken, wenn sie zu schreien beginnen, weil jemand in einem geschlossenen Raum aus einer Plastikflasche trinkt, erst dann wird für alle offensichtlich, was jene, die einem solchen Menschen ausgeliefert sind, längst wussten, nämlich, dass es sich um einen Wahnsinnigen handelt, um jemanden, der über niemanden bestimmen sollte.

4

Der Dolinar, Tills Klassenvorstand, dessen Aussehen seine Schüler wie das von Lord Voldemort beschreiben würden, obwohl er mit seinem schütterten rot-blonden Haar und der Knollennase eher aussieht wie der Tintenfisch, den Spongebob immer so nervt, der Dolinar, der immer Schwarz trägt und im Winter weite Lodenmäntel, die ihn wie eine Fledermaus wirken lassen, ist so ein Wahnsinniger.

Seinen Klassen eilt seit dreißig Jahren ein spezieller Ruf voraus. Vonseiten der Direktion schätzt man die überdurchschnittlich guten Noten, die niedrigste Drop-out-Rate, das tadellose Benehmen seiner Schüler, ihre Unauffälligkeit, ihre Verschwiegenheit. Nachvollziehbar also, dass die Direktorin, die neben ihrer Tätigkeit als Schulleiterin und Vorsitzende der ÖVP-Frauen Döbling auch Lehrerin für Geschichte ist und als solche eine einzige Unterstufenklasse zu unterrichten hat, nach Möglichkeit eine Dolinar-Klasse auswählt. Nirgendwo sonst kann sie sich zahmer Schüler so sicher sein. Wenn sie den Raum betritt, sitzen die Dolinar-Kinder schon alle an ihren Plätzen, stehen innerhalb von einer halben Sekunde auf, halten den Mund, setzen sich erst wieder, wenn man es ihnen sagt, und dass sie das nicht in erster Linie aus Respekt vor ihr, sondern aus Angst vor ihrem Klassenvorstand machen, ist der Direktorin, so wie allen anderen Lehrern, egal.

Darüber, wie genau der Dolinar das Fehlverhalten seiner Schüler sanktioniert, damit sie so viel braver sind, denken seine Kollegen wenig nach. Erstens spüren die meisten kein Mitleid mit Kindern, die schon mit elf wissen, dass sie mehr erben werden, als ihre Lehrer je verdienen könnten,

und das auch zeigen, wenn sie die Chance dazu bekommen, die unglaublich herablassend und brutal sein können, und zweitens weiß niemand außer seinen Schülern, wie es in den Dolinar-Klassen wirklich zugeht.

Was zumindest die Direktorin wissen könnte, ist, dass die 1B im weiteren Verlauf ihrer Schulzeit ebenso wie alle anderen Dolinar-Klassen zuvor in einer einzigen Statistik ein herausragend schlechtes Ergebnis aufweisen wird, nämlich in jener der besuchten Freifächer und Unverbindlichen Übungen, und dass es sich dabei um keinen Zufall handelt. Der Dolinar verbietet seinen Schülern, Freifächer und Unverbindliche Übungen zu belegen, er verbietet ihnen den Kontakt zu anderen Klassen, verbietet ihren Eltern, sich in seine Erziehung einzumischen, er verbietet jede schlechte Leistung, in Deutsch oder Französisch ebenso wie in irgendeinem der anderen Fächer, und jegliche Disziplinosigkeit. Jedes ausgebliebene Grüßen auf dem Gang, jedes zu langsame Aufstehen, jedes zu rasche Gehen wird bestraft.

Vergehen werden mit Aufsätzen geahndet. 300 Wörter *Über das Fußballspielen in geschlossenen Räumen*, 250 Wörter *Wie man richtig grüßt*, 450 Wörter *Über das Öffnen und Schließen von Türen*. Mit den Jahren steigert sich die Wortanzahl kontinuierlich, sodass man wenigstens an einem oder zwei Tagen, in Extremfällen sogar bis zu zwei Wochen, schreibend in der Klasse nachsitzen muss, während die anderen in den Park oder in einen der Aufenthaltsräume gehen. Danach verbessert der Dolinar den Aufsatz, gibt ihn zurück, und man verbringt noch einen Tag damit, für jeden schweren Fehler drei Sätze zu schreiben, die dann ebenfalls wieder verbessert werden.

Das sind Tage, an denen es zehn Stunden lang kein Auf-

atmen gibt. Zuerst der Unterricht, dann ein schnelles Essen, dann der Aufsatz, irgendwann *Studium*, also Hausaufgaben machen und lernen, wobei der Dolinar einen weiterhin im Auge behält. Um vier Uhr darf man für 15 Minuten hinunter zum Buffet, eine Semmel und eine Schoko- oder Vanillemilch holen, und dann weiter Studium, in völliger Stille, bis der Dolinar um halb sechs, viel öfter aber erst um drei viertel, manchmal sogar erst um Punkt sechs zusammenpacken und nach Hause gehen lässt. Dann ist man ein freier Mensch bis acht Uhr am nächsten Tag.

In Wahrheit ist man aber auch dann nicht frei, denn bewegt man sich durch Wien, besteht immer die Möglichkeit, den Dolinar irgendwo zufällig zu treffen. Man kommt zum Beispiel um halb zehn aus dem Apollo-Kino, und plötzlich steht er vor einem, und es ist ganz genau so, als wäre man in der Schule, das Machtgefälle bleibt bestehen, und was am nächsten Tag in der Deutsch- oder Französischstunde passieren wird, kann man sich ausrechnen, denn das Erziehungssystem vom Dolinar basiert auf dem Sprichwort, man könne nicht mit einem Hintern auf zwei Kirtagen tanzen, und abends unterwegs zu sein gilt als Kirtag, als Ablenkung von der Schule, als Zeichen, dass man glaubt, man habe schon genug gelernt, eine Verfehlung, die nicht toleriert werden darf.

Der Dolinar braucht die volle Aufmerksamkeit, deshalb, so meint er, muss er das Leben seiner Schüler einschränken, und er braucht sie nicht nur für Grammatik und Orthographie, die in sein Aufgabengebiet gehören, oder für all die anderen Themen, die er unterrichtet, weil sie ihn persönlich interessieren, obwohl sie überhaupt nicht in die Zuständigkeit eines Deutsch- und Französischlehrers fallen, Belcanto-Opern etwa, europäische Herrscherfamilien und die Katho-

lische Kirche, Ballett und Architekturgeschichte, sondern vor allem für einen Bereich, der durchaus zu seinen Lehrinhalten gehört, den er aber ganz anders interpretiert, als im Lehrplan vorgesehen: die Literatur.

5

Es beginnt in der allerersten Deutschstunde mit einem Gedicht von Ernst Jandl, «*ottos mops*», einem Text, der schon seit Jahrzehnten verlässlich alle Schüler zum Lachen bringt, spätestens wenn es heißt: *ottos mops kotzt*. (In besonders verdorbenen Jahrgängen lachen sie sogar schon acht Verse vorher.) Die anschließende Hausaufgabe besteht für jede neue Generation darin, den Inhalt des Gedichts in eigenen Worten nachzuerzählen.

Eine Woche später wird gemeinsam das erste von über vierzig der berühmten, ehemals dottergelben, inzwischen leider in einem, laut Dolinar, viel zu modernen Zitronengelb erscheinenden Reclamhefte bestellt, die seine Schüler in den nächsten acht Jahren lesen müssen. Es handelt sich um Oscar Wildes *Der glückliche Prinz und andere Märchen*, ein Buch also, das für Elfjährige noch greifbar, aber schon etwas schwerer zu verstehen ist, weil es Worte wie Linnen und Katarakt enthält, die sie beim Lesen unterstreichen und in ihr Fremdwörterheft übertragen müssen, aus dem der Dolinar jederzeit unangekündigt abprüfen kann.

Erst beim nächsten Buch, Wilhelm Hauffs *Das kalte Herz*, zeigt sich, dass Ernst Jandl eine falsche Fährte war, ein Trick, um nicht zu sagen: eine bewusste Irreführung, denn noch mehr als Oscar Wilde verweist Hauff darauf, dass Literatur in dieser Klasse nicht die Aufgabe zukommt, ihre Lebens-